



# 01.02.0009

# Südtirol

---

SCHNITZKUNST IM WANDEL DER ZEIT

## **Schnitzkunst im Wandel der Zeit**

### **von Christian Schreiber (Platz 2)**

Mit der rechten Hand streichelt er liebevoll über die roten Wangen der schönen Frau. Sie lächelt wie immer. Sie bedeutet ihm soviel. Aber sie hat ihn im Stich gelassen. Nach 50 Jahren. Er würde alles dafür geben, wenn er sie noch einmal begleiten dürfte. Ein gemeinsamer Auftritt vor der Kamera und er würde ihr alles verzeihen. Dass sie sich von ihm abgewendet hat. Ohne Gruß, ohne Dank.

Plötzlich zieht Peppi Rifesser seine Hände zurück, die er gerade noch über den anmutigen Frauenkörper hat gleiten lassen, wie ein erregter Teenager, der zum ersten Mal die zarten Kurven seiner Freundin erfühlt. Für eine Minute hatte er sich unbeobachtet gefühlt, vielleicht auch nur vergessen, dass er nicht alleine in seiner Werkstatt weilt. „Ich kann die Dinger jetzt glatt verschenken.“ Peppi Rifesser wirft der Madonna einen verächtlichen Blick zu und schüttelt den Kopf. Sie lächelt immer noch. Für einen Moment fühlt er sich davon provoziert. Er weiß nicht genau, wann ihre Beziehung endete. Aber seit ein paar Jahren kauft keiner mehr seine Madonnen. Hunderte hat der 87-Jährige geschaffen. Jede einzelne aus einem Stamm Zirbenholz befreit. Jahrzehntlang haben sie ihm dafür gedankt, ihn auf die Titelseiten großer Magazine und in Fernsehstudios in aller Welt geführt. Und auch wenn die letzten Auftritte dieser Art schon 20 Jahre zurück liegen, so haben ihm seine Heiligen doch ein gutes Einkommen gesichert, von dem er sich ein großes Haus am steilen Nordhang in St. Ulrich im Grödnertal gekauft hat. Der erste Grödner, den die Sonne am Morgen begrüßt, ist der Langkofel. Als zweites kommt Peppi Rifesser dran. Weit oben hat er gebaut.

In seinem Haus könnte man mehrere Schulklassen unterbringen, soviel Platz bieten die riesigen Zimmer mit den holzvertäfelten Wänden. Eng ist es nur in einem Raum. Er bleibt duster, selbst als Peppi Rifesser Licht macht. Zimmer der Unschuld. Der 20-fachen Unschuld. Peppi Rifesser hat die teils lebensgroßen Madonnen hier aufgestellt, weil er sie oben nicht sehen will, weil alle Verwandten und Freunde schon versorgt sind. Weil alle

Kirchen und Sammler bedient sind? „Ich weiß nicht, warum sie keiner mehr kauft. Vielleicht denken alle, der Peppi ist tot.“

In den 60er Jahren musste nur „Rifesser“ draufstehen, schon wechselten die geschnitzten Heiligen den Besitzer. Drei Jahre im Voraus war er ausgebucht. „Der Peppi hat gar nicht so viele Figuren machen können. Irgendjemand hat original Rifesser-Krippen verkauft. Ich hab die Dinger gar nie gesehen“, sagt er und lacht und durch sein schmales Gesicht ziehen sich zwei tiefe Falten von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln. Die grauen Haare, die er heute zu einem Igel gefönt hat, wippen mit seinem wackelnden Kopf. Heute kann er darüber schmunzeln. Damals hat es ihm angeblich geschadet. Dabei konnte nicht einmal die Massenproduktion seinen Absatz gefährden, als in den 60er Jahren Maschinen die steilen Straßen des Grödnertals hoch gekarrt wurden, um das zu ersetzen, was sie bis heute tun: menschliche Arbeitskraft. Ein Mann genügte, um 20 Figuren gleichzeitig zu produzieren. Er saß in der Mitte, zehn Holzklötze links, zehn rechts und fuhr mit einem Stift die Original-Figur ab. 20 Maschinen-Ärmchen taten es ihm gleich. Aber selbst den Vorarbeiter-Job hat mittlerweile der Computer übernommen. Die Grödner haben eigenwillig auf die Industrialisierung ihrer Handwerkskunst reagiert und resignierend gesagt, immerhin müsse ja noch jede Vorlage für die Maschine von einem Künstler aus dem Tal geschnitzt werden.

400 Jahre ist es her, dass die Vorfahren von Peppi Rifesser begannen, sich im langen Winter die Zeit mit dem Schnitzmesser zu vertreiben. Sie schälten Löffel und Teller aus den Holzscheiten, die vor dem Ofen bereit lagen. Masken und die ersten kleinen Figuren kamen hinzu, bald waren alle Wohnzimmer voll damit und die Väter und Söhne zogen mit Körben voller Grödnert Holz-Spielzeug in die benachbarten Täler. Es bildete sich eine eigene Berufssparte nur für den Vertrieb. Mitte der 50er Jahre stand einer dieser „Verleger“ bei Peppi Rifesser in der Werkstatt, die sich bis heute kaum verändert hat. Ein paar wacklige Schemel, eine große Werkbank. Tische, Türen, Fensterrahmen, alles aus Holz. Ein Arbeitsleben in Holz gemeißelt. Der Händler kaufte damals zwei Madonnen, die Rifesser mit

Rissen und Wurmlöchern und einem speziellen Röstverfahren auf antik getrimmt hatte. Es war das Geschäft seines Lebens, obwohl er nur 2000 Schilling dafür bekam. Peppi Rifesser stieg auf zum Schnitzstar. Auf ARD und im US-Fernsehen schwang er fortan seine riesige Axt und bearbeitete live vor einem Millionenpublikum Holzblöcke von der Größe eines Kleinlasters. Die Menschen waren fasziniert von einem Grödner Hinterwäldler, der einem toten Stück Natur neues Leben einhauchte. Dabei wäre er nach dem Verkauf der beiden Madonnen fast im Knast gelandet. Der Händler hatte ein Exemplar bei einer Versteigerung als „Arbeit eines Burgunder Bildschnitzers um 1380 von schönster musealer Qualität“ für 35000 Schilling angeboten. Eine entsprechende Expertise von der renommierten Wiener Kunstakademie hatte er sich auch erschwindelt. Es wurde der größte Kunstskandal der damaligen Zeit. Zeitungen und Fernsehen berichteten anfangs noch über den Betrüger, der später ins Gefängnis wanderte, dann nur noch über „die goldenen Hände des Peppi Rifesser“. „Soviel Reklame hat noch kein Mensch gehabt“, sagt der 87-Jährige. Nur noch selten kommt ein Fernseheteam beim Madonnen-Peppi vorbei. Ein Kunstexperte hat mal zu ihm gesagt, er solle einen neuen Weg einschlagen. „Sexy Figuren soll der Peppi machen? Der Peppi kann nur Madonnen. Das hab ich gelernt.“

Heiliger Pankratius, Heiliger Florian. Jeder fängt damit an. „Wer das ABC nicht beherrscht, wird kein guter...“. Alfons Runggaldier unterbricht das Show-Schnitzen in einem Ausstellungsraum vor den Toren St. Ulrichs und überlegt. Sonst lächelt er immer, aber jetzt zieht er die Augenbrauen so weit nach unten, dass sein rundes Gesicht markante männliche Züge bekommt. Er wirkt für einen Moment nicht mehr so jung, jetzt erst nimmt man ihm seine 40 Jahre ab. Die Denkpause bringt kein befriedigendes Ergebnis. Es gibt keinen treffenden Begriff mehr für die SchnitzerBildhauerKünstler in Gröden. „Heute sind wir gezwungen, alles zu machen.“ Alles ist im Fluss. Alle suchen. Die Seele des Grödner SchnitzerBildhauerKünstlers weiß nicht, welcher Seite sie sich zuwenden soll. Die einen würden am liebsten bei ihrem profanen, traditionellen Handwerk bleiben und ihre Werkstätten weiterhin mit dem Heiligenschein umgeben. Sie spüren ihn nicht, aber sie

sehen den Umsturz. Bei den anderen kommt die Veränderung tief aus dem Inneren, sie wollen keine Nischen-Produkte für Kirchen und Klöster mehr schnitzen. Aber sie sind verdammt dazu, einen auf heilig zu machen, weil sich damit besser Geld verdienen lässt. „Ich muss es zwar schnitzen, aber ich spüre es nicht so sehr“, sagt Runggaldier. Eine zerrissene Seele lässt sich nicht mit Münzen und Scheinen bestechen. Der Grödner schnitzt seit einigen Jahren Frauenfiguren aus Wurzelholz. Aber erst, wenn die Aufträge der Pfarrer, Nonnen oder Kirchenräte abgearbeitet sind, die den Heiligen Michael bestellt haben. So wie er auf dem Foto aussieht, das sie dem Schnitzer unter die Nase halten. Nur kleiner oder größer. Jahrzehntlang gab es nur Kopierer. Seit 1994 gibt es die „Unika“. Jeder SchnitzerBildhauerKünstler darf Mitglied sein, solange er den beiden wichtigsten Regeln folgt und bei den Ausstellungen nur Einzelstücke zeigt, die ausschließlich handgefertigt sind. Alfons Runggaldier ist der Ober-Kontrollleur dafür. Im Auftrag der Handelskammer reist er zu seinen Kollegen und bringt ein kleines Metallplättchen an den Werken an. Sie nennen es Schutzmarke. Das einzig verlässliche Unterscheidungsmerkmal zu den Massenprodukten, die die Maschine tausendfach ausspuckt. „Man muss die Maschinen akzeptieren“, sagt Runggaldier. Der Lauf der Dinge. 300 Schnitzer waren es mal in den 60er Jahren, heute sind es vielleicht noch 100.

Hier in der „Unika“-Ausstellungshalle trägt natürlich jedes Stück das kleine silberne Metallplättchen auf dem ein Holzhobel mit dem Satz „ENTIRELY HAND CARVED“ eingerahmt ist. Durch die riesigen Fenster, so groß wie Panorama-Scheiben in einer Unterwasser-Erlebnis-Welt, blicken die Dolomitenspitzen herein und die Sonne wirft ihr starkes Mittags-Licht auf Madonnen-Figuren mit Jesus-Kind, Barock-Engel, die Gymnastik-Gruppe aus dicken Terracotta-Frauen und die beiden türkisblauen Delfine. „Von der Figur“, Runggaldier betont den Begriff mit tiefer Stimme und zuckt mit den Schultern, „kommen wir nicht weg“. Er hat heute in der „Unika“-Halle Aufsicht und erzählt vom berühmtesten Projekt der Gruppe, das für internationales Aufsehen sorgte: Vor drei Jahren schnitzte jeder der 50 „Unika“-Mitglieder Fußball-Fans aus Holz. Einige schafften es damit sogar

zur WM 2006 nach Deutschland. Besondere Aufmerksamkeit erlangte ein weiblicher Fan, der einen Schal in die Höhe reckt. „Bildhauen ist keine Kunst, man muss nur das wegmachen, was zuviel ist“, erklärt Runggaldier. Die Dame zeigt ihren blanken Busen.

Die „Unika“-Halle liegt in einem Vorort von St. Ulrich unmittelbar an der Hauptstraße. Wer hier entlang fährt, wird alle paar Meter auf „Sculpture in legno“ und „Artistic wood carving“ hingewiesen. Ausstellungsräume mit Dutzendware, die in einem kleinen Industriegebiet talabwärts produziert wird: Sankt Peter, Heimat von Sankt Bonifazius, Sankt Katharina und Sankt Stefan. Die Schnitz-Maschinen surren und die Heiligen purzeln wie Schoko-Osterhasen vom Band. Ausgerechnet hier hat einer der berühmtesten Grödner Künstler, der den Durchbruch geschafft hat, sein Atelier. „Willkommen in meiner Werkstatt“, sagt Walter Moroder aber ganz bewusst. Ein großer Kran hängt von der Decke, der gelbe Transport-Haken auf halber Höhe, immer noch gut drei Meter über dem Boden. Es riecht ein wenig nach Benzin, die Motorsäge liegt unter einem Holzbock in der Ecke, die gefräßigen Zähne vorschriftsmäßig von einer weißen Schutzhülle umschlossen. Ohne diese Geräte könnte Walter Moroder keine seiner Figuren schaffen, die ein wenig abseits, fast verschämt an der Wand stehen. Schlanke Frauen mit angelegten Armen, ohne modischen Schnickschnack. Fast lebensgroß, mit glatter Oberfläche und dezenten Farben. Unschuldig wie Nonnen. Unschuldig wie Madonnen. Ihr Blick geht ins Leere und doch scheinen sie auf eine Berührung zu warten, die sie erlöst. Galerien in Wien, Frankfurt, Freiburg und Stuttgart stellen Moroders Werke aus. Er schafft zehn Frauen im Jahr, könnte aber das Doppelte und Dreifache absetzen. Die Aussichten für die Jungen sind nicht so rosig: „Es kauft doch keiner mehr einen Heiligen Urban fürs Wohnzimmer“, sagt Moroder. Ja, die Kirchen, die würden noch bleiben als Auftraggeber. „Aber wie viele Schnitzer können davon leben? Zehn?“ Er weiß auch keinen Rat für den Nachwuchs, kann seinen Erfolg nicht erklären. Er kann nur erzählen, was er macht und seinen Weg darstellen.

Moroders Frauen sehen aus wie Gipsfiguren, sind aber auch aus Holz. Er hat ihre Körper aufgeraut, mehrfach mit Farbe überzogen und wieder abgeschliffen. Walter Moroder hatte seine abstrakte Phase in München, als er vor gut 20 Jahren dem engen Tal entflohen war, um beim Kunststudium seinen Blick zu weiten. Aber er ist zurückgekehrt ins Grödnertal und zur Figur. Er hatte schon früh die Chance, sich von der Tradition zu lösen, obwohl er freilich auch durch die Heiligen-Schule musste. Aber sein inzwischen verstorbener Vater habe ihn immer ermutigt, einen eigenen Weg zu gehen. „Mir war immer klar, bevor ich Heilige schnitze, mache ich Postbote.“ Walter Moroder sagt das nicht, weil er jetzt Erfolg hat. Er sagt es, weil er konsequent ist. Der 45-Jährige kennt die Kollegen, die unglücklich sind, „wenn eine Nonne reinkommt und erklärt, was man tun soll“. Walter Moroder macht eine lange Pause. Er gibt nur überlegte Antworten, und wenn er so nachdenklich schweigt, neigt er seinen Kopf ein Stück nach vorn und zeigt noch deutlicher die Stellen oberhalb der Stirn, von wo sich das kurze schwarze Haar gänzlich zurückgezogen hat. „Ich versuche nur etwas zu machen, wo ich dahinter stehen kann. Wenn es sich dann verkauft, ist es gut.“ Er blickt auf eine Figur, die auf dem kalten Betonboden liegt. Sie gefiel ihm nicht, woraufhin er sie mit weißer Farbe überzogen hat. Jetzt wirkt sie noch verletzlicher. Sie tut ihm kein bisschen leid. „Das sind doch alles nur Hüllen.“

#### **KONTAKT**

Christian Schreiber - [cmschreiber@aol.com](mailto:cmschreiber@aol.com)